Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark Jahrgang 55 (1964)

Ein Oberwölzer Votivbild

Von HANS FRÜHWALD

In der ehrwürdigen Spitalskirche[1] zu Oberwölz hängt im Halbdunkel des Altarraumes unter einigen kleinen Votivbildern ein mittelgroßes, ungerahmtes und nicht signiertes Bild[2].

Eine Zuordnung ist nicht schwierig. Es ist ebenfalls ein Votivbild, eine Opfergabe für einen persönlich erfahrenen Gnadenbeweis, hier zum Dank der Um- und Nachwelt vor Augen geführt.

Solchen Bildtafeln begegnen wir in unserer Volkskultur besonders vom späten 17. bis zum 19. Jahrhundert[3]. Einst hingen sie in großer Zahl an den Wänden meist ländlicher Wallfahrtskirchen und Kapellen. Eine gefühlsarme „Aufklärung" hat sie vielerorts daraus entfernt.

Das genannte Bild ist jedoch kein klassisches Beispiel eines Votivbildes. Es weist zwar die geforderte Dreiheit von Heiligenbild, Darstellung des Unglücksfalles und Textteil auf[4], doch es fehlen der Verlöbnishinweis und der Votant in der traditionellen Orantestellung.

Es stammt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ist demnach ein verhältnismäßig spätes Bild. Dem Betrachter fällt die deutliche Zweiteilung auf (siehe Abbildung). Der oberen Bildhälfte, die etwas isoliert wirkt, ist der Wiedergabe himmlischer Personen vorbehalten, die, mit einer Ausnahme, starr und unbeteiligt aus dem Bild schauen.

Der untere Teil zeigt eine Alpenlandschaft mit Wiesen und Matten, einzelnen Bäumen und Hütten im Talgrund, einen Streifen Nadelwald, dahinter die vereinfachten Konturen eines mächtigen Gebirgsstockes.

Wenn man die hier dargestellte Landschaft kennt (es handelt sich um die Hohenwartgruppe in den Wölzer Tauern!) oder das Bild mit einer Fotografie jenes Gebietes vergleicht, sieht man, daß die Naturtreue angestrebt und auch erreicht wurde.

Es beweist aber auch, daß innerhalb dieses volkskünstlerischen Bildgestaltens ein Stilbruch erfolgte, verursacht durch den Einfluß einer zeitlich bedingten Kunstauffassung.

In der höchsten Erhebung ist unschwer der „Hohenwart" zu erkennen. Auch der „Fischsee" zeichnet sich auf halber Höhe deutlich als lichter Querstreifen ab. Vom See stürzt der „Schöttlbach" zu Tal, daneben führt ein Steig. Auf den darüberliegenden „Wildsee" weist nur ein kaskadenartiger Abfluß.

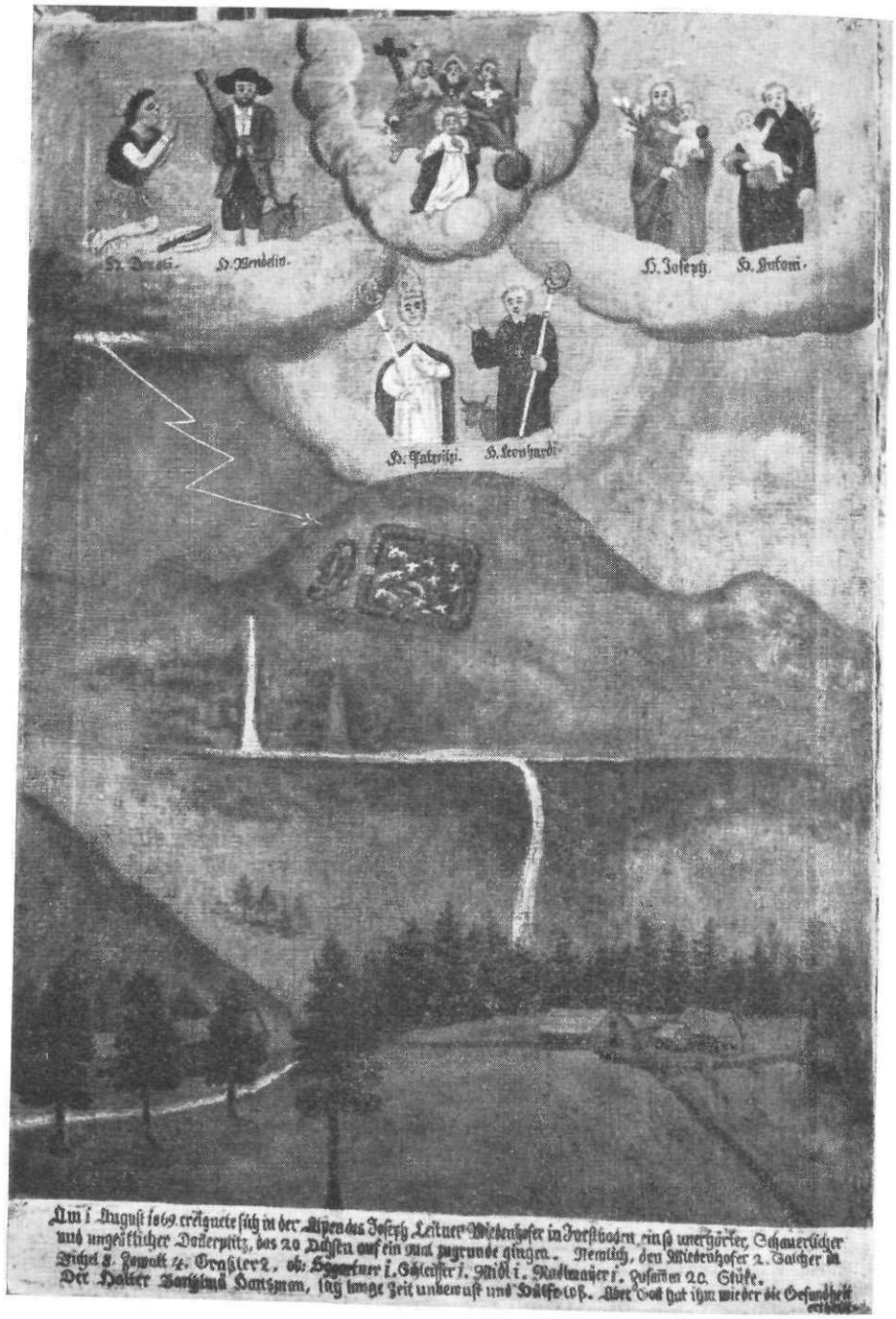
---

[1] Über diese dem hl. Sigismund geweihte Kirche vgl. u. a. Dehio, Bd. Steiermark, 3. Aufl., Wien-München 1956, S. 197 f., und G. Gugitz, Österr. Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 4 (Stmk. u. Kärnten), Wien 1956, S. 215.

[2] Ölbild auf Leinen, Hochformat (57 × 43 cm), leicht beschädigt.

[3] Leop. Schmidt, Votivbilder aus Österreich, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Österr. Museums für Volkskunde, Wien 1959, S. 3.

[4] Zum Begriff des Votivbildes bes. Leop. Schmidt, Das deutsche Votivbild, Dtsche. Vierteljahreszeitschr. f. Lit. Wiss. und Geistesgeschichte, XIX., Heft 4.



Zwischen dem Gipfel und den erwähnten Karseen liegt der Schauplatz des Unglücks, das den Anlaß gab für die Stiftung dieses Bildes.

Noch deutet ein Fleckchen blauen Himmels auf einen scheinbar unbeschwerten Sommertag, aber schwarz und unheildrohend steht die Wetterwand hinterm Berg. Und schon flammt es auf. Feuerrot zuckt ein Blitz hernieder auf Hirten und Herde.

Die Tiere drängen sich in einer Umfriedung, außerhalb liegt wie tot ihr Hüter.

Seitlich vor ihm erkennen wir einen „Ringstecken", der seinen Händen entglitten ist.

Es ist einer jener kürzeren, leicht gebogenen Art. Die Ringe sind an einem Schildblech in der vorderen Hälfte der Innenkrümmung befestigt[5].

Ein solcher Ringstock ist besonders zum Wurf geeignet. Er bildete für einen Ochsenhalter ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Mit dieser Abbildung hier ist ein weiteres Bildzeugnis dieses sehr alten Hirtengerätes[6] gegeben, darüber hinaus ein Hinweis auf den Wert volkstümlicher Darstellungen auch für die Gerätekunde.

Die vorhin beschriebene Szene ist trotz einer gewissen naturalistischen Gestaltung der übrigen Bildelemente in der Draufsicht gemalt, eine Art der Darstellung, wie sie uns auch in der unverbildeten Kinderzeichnung begegnet. Die Wiedergabe des Hauptmotives ist daher nicht naturnahe. Sie verzichtet auf Raumwirkung, es fehlt die Anwendung der Perspektive.

Es war sicherlich kein Unvermögen des unbekannten Malers, denn er zeigt an anderen Stellen des Bildes, daß er um diese Gesetze weiß. Er verzichtete vielmehr bewußt auf diese Gestaltungsmittel. Es ging ihm hier um die gegenständliche Klarheit und Deutlichkeit, um die Ablesbarkeit der Bilderzählung. Dieser Absicht dient auch die Verschiebung der Größenverhältnisse bei der Darstellung des Verunglückten und der Tiere.

Es handelt sich ja um kein Kunstwerk, sondern um ein Votivbild, das zweckgebunden ist, um einen „Gebrauchsgegenstand" ganz im Sinne des Wortes „brauchen". Es ist demnach Ausdruck einer bestimmten Geisteshaltung, die in der überlieferungsgebundenen Welt wurzelt, der auch Auftraggeber und Maler unbewußt verhaftet waren. Daher gibt es trotz formaler Freiheit im wesentlichen keine individuelle Auffassung. Die gegenständliche Klarheit ist für solche Art Bildwerdung selbstverständlich.

Daß der Laienmaler, vielleicht war es auch ein ländlicher Berufsmaler, dem eine gewisse Begabung nicht abgesprochen werden kann, in vielem der vorgegebenen Form verpflichtet war, zeigt sich nicht nur in den schon genannten unnatürlichen Proportionen zugunsten der Anschaulichkeit, sondern u. a. auch in der Benützung der Wolkenluke und Wolkenbank als Bildvorstellung zur Manifestation des Überirdischen; in der Simultandarstellung von Blitzschlag und Folgen und vielleicht auch in der Behandlung der Landschaft, die hier, obwohl sie zur Veranschaulichung des Votationsgrundes dient, etwas steif an-

[5] Das Heimatmuseum Murau bewahrt zwei Ringstöcke von diesem Typus.

[6] Hubert Köhler, Der *Ringstecken — ein altes Hirtengerät*, ÖZV, N. S., Bd. XVI, Wien 1962, S. 32 f. Zur Verbreitung und Literatur bei Leop. Schmidt, Ergebnisse der Ringstock-Umfrage, ÖZV., Bd. XIII/62, 1959, S. 224 ff., und derselbe, Der Ringstock der Hirten im Burgenland und in der Dreiländerecke, Burgenländ. Heimatblätter, Bd. XXXI, Eisenstadt 1959, S. 127 ff.

mutet, wie bei jenen, meist älteren Votivbildern, deren landschaftliche Darstellung in bezug auf den Votationsanlaß sinnlos erscheint.

Über dem Geschehen öffnet sich die überirdische Welt. Die Komposition dieses Bildteiles mit dem Heiligenhimmel gleicht einem Altarprogramm einer Landkirche.

In einem wolkenumrahmten Lichtloch, das zur Hälfte durch den oberen Bildrand abgeschnitten wird, thront die Dreifaltigkeit. Sie ist in einer für den heutigen Menschen ungewohnten Weise dargestellt. Die göttlichen Personen werden als drei Männer abgebildet, die einander ähnlich sind. Verschieden sind aber die Farben der Gewänder, die Symbole und die Formen der Nimben.

Die mittlere, etwas in den Hintergrund gedrängte Gestalt mit weißem Bart und Dreiecknimbus ist Gottvater. Weil für die Sinnbilder seiner Macht und Herrschaft kein Platz blieb, hält das Zepter der links vor ihm sitzende Heilige Geist, der auch mit einem Fuß die blaue Weltkugel berührt. Diese Vollfigur in grüner Tunika ist durch eine Taube auf ihrer Brust gekennzeichnet. Der Nimbus erinnert an Flammenzungen. Zur Rechten sitzt Christus mit zum Teil entblößtem Oberkörper in einem roten Mantel gehüllt. Hinter ihm ragt das Kreuz auf. Er krönt Maria, die vor der Dreifaltigkeit auf einer Wolkenbank kniet oder schwebt.

Für diese Art der Dreifaltigkeitsdarstellung gibt es auch in unserem Land zahlreiche Vorbilder, sowohl in der Hochkunst wie auch in der Volkskunst[7]. Zu den „qualitätsvollsten" Beispielen zählt wohl die plastische Gruppe der Trinität des „Dürnberger Altars" in Seckau[8].

Doch kann ebenso das „Volksschauspiel", das im oberen Murtal heute noch lebendig ist[9], den Maler angeregt haben.

Um die Trinitätsdarstellung mit der Marienkrönung gruppieren sich auf Wolkenkissen paarweise sechs Heilige, zumeist Wetter- und Viehpatrone aus dem Bauernhimmel. Die zwillinghafte Anordnung ist ein Beispiel dafür, wie auch die volksmäßige Bildgestaltung dem „Gesetz der Gezweiung" folgt.

Die hier wiedergegebenen Heiligen genießen bei den bäuerlichen Menschen besonderes Ansehen. Vor allem jene, die in ihren Erdentagen entweder dem gleichen Stand angehörten oder als Hirten mit dem Vieh zu tun bekamen. Ihre menschliche Erfahrung macht sie vor allen Dingen geeignet, die Belange des Bauernstandes zu vermitteln.

Der einfache, den alltäglichen Wirtschaftssorgen zugewandte Mensch „braucht" seine besonderen Heiligen. Wo nun in legendenhaften Erzählungen, in Lebensbeschreibungen und Wunderberichten auch nur bescheidene Ansätze dafür vorhanden waren, baute sie das Volk aus und schuf für seine speziellen irdischen Anliegen seine entsprechenden Heiligen als Fürbitter und Fürsprecher. Der vermittelnde Dritte begegnet uns aber auch in anderen Bereichen des volkstümlichen Lebens, soweit der Mensch noch in „überlieferten Gemeinschaften lebt oder sonstwie an der Überlieferung unpersönlicher kultureller Lebensformen teilhat[10]."

Wenn nun der eine oder andere Heilige in seiner Verantwortung um das ihm anvertraute Herdenvieh sogar Wundertaten vollbrachte, kann ihm auch der Bauer seinen wertvollsten Besitz anvertrauen. Diese Einstellung ist nicht verwunderlich, gehört doch das Vieh neben Familie und Gesinde zum engsten Lebensbereich des Bauern.

Die Körper und Gesichter der hier abgebildeten Heiligen sind bis auf einen dem Betrachter frontal zugekehrt.

Links kniet in antiker Kriegertracht, mit erhobenen Händen und einem Lorbeerkranz auf dem Haupt, das Antlitz zur Dreifaltigkeit gewendet, Sankt Donatus, der Schutzherr gegen Unwetter und Feuer[11]. Vor ihm liegen Schüssel und Messer als Hinweis auf sein Martyrium. Herzlich wenig weiß man bisher von diesem Katakombenheiligen, dessen Kultverbreitung im kärntnerisch-steirischen Raum vom Stift St. Lambrecht ausging[12].

Neben ihm steht in der bäuerlichen Tracht des ausgehenden 18. Jahrhunderts, von einem Haustier begleitet, der heilige Wendelin, der iroschottische Königssohn. Er ist Patron der Bauern, Hirten und Schäfer, weil ihn die mittelalterliche Legende trotz vornehmer Abstammung als Hirte und Einsiedler leben und sterben läßt[13], er wird aber auch vom Volk verehrt als Helfer bei Viehseuchen und Krankheiten.

Wendelin hält einen langen Stab mit einer kleinen Schaufel am oberen Ende. Dieses Gerät ist eine „Hirtenschippe", die neben der einfacheren Form der Hirtenkeule auf den Bildwerken seit dem 15. Jahrhundert als ständige Beigabe des Heiligen aufscheint. Im Barock wird die Keule fast völlig von der Hirtenschippe verdrängt[14].

Auf der rechten Seite finden wir St. Josef und St. Antonius in der dem Volk vertrautesten Darstellung mit dem Jesusknaben auf dem Arm und der Lilie, dem Symbol der Reinheit, das als moralisches Attribut besonders im deutschen Barock beliebt war[15].

Der Zimmermann aus Nazareth und der Franziskanermönch von Padua sind nicht willkürlich in den Kreis der hier abgebildeten himmlischen Helfer gestellt worden.

Beide genießen beim Volk hohes Ansehen und erfreuen sich großer Beliebtheit, auch sind sie um diese Zeit noch „Modeheilige".

Bei St. Josef kommt ein Sinnbezug zum Namenspatron hinzu. Josef mit Vornamen heißt der Besitzer der Alm, auf dem das Unglück geschah. Außerdem ist der heilige Josef Helfer in irdischer Not und verzweifelten Situationen[16], wie sie ja hier gegeben waren.

---

[7] Weitere Bildbelege finden sich bei Karl Spieß, Marksteine der Volkskunst, Bd. I. Berlin 1937, abgebildet, der auch das Problem der Trinitätsdarstellung als drei gleiche Gestalten behandelt hat.

[8] Abgebildet bei Dr. Benno Roth, Seckau, Benediktiner-Abtei, München-Zürich 1958, S. 38.

[9] Leopold Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark, Bd. 6 der Reihe Österr. Volkskultur, Forschungen zur Volkskunde, hgg. v. Anton Dörrer, Viktor Geramb und Leop. Schmidt, Wien 1951.

[10] Hanns Koren, Volkskunde in der Gegenwart, Graz 1952, S. 37.

[11] Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Sp. 194 f, und Otto Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen, Innsbruck—Wien—München 1956, S. 161.

[12] Für den freundl. Hinweis danke ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren.

[13] Jakob Torsy, Lexikon der deutsch. Heiligen, Seligen, Ehrwürdigen u. Gottseligen, Köln 1959, Sp. 558; Wimmer, a. a. O., S. 458/59, und u. a. Richard Andree, Unser Volk und die Heiligen, Heimgarten, XXIX. Jg., Graz 1905, S. 760 ff., bes. S. 763.

[14] Joseph Braun, a. a. O., Sp. 745.

[15] Ebenda, Sp. 386. [16] Otto Wimmer, a. a. O., S. 270.

„St. Antoni", gemalt in dem dunklen Habit seines Ordens, ist besonders durch die Anrufungen um Wiederfinden verlorener Gegenstände populär. Unter anderem ist er auch Patron der Haustiere und hilft bei Viehseuchen. Für seine Verehrung als Viehheiliger mag wohl eine teilweise Verschmelzung mit Antonius dem Einsiedler maßgeblich gewesen sein, den das Volk vertraulich „Foken-" oder „Sau-Toni" nennt[17]. Eine der Erzählungen aus der Fülle der Legenden um Antonius von Padua steht auch im Zusammenhang mit einem Wettergeschehen[18].

Zwischen den Diesseitsereignissen und den himmlischen Mächten stehen zwei bei uns als Viehpatrone besonders verehrte Heilige.

Der heilige „Leonhardi" ist der eine, der in der Wolkengloriole steht, die Rechte zum Segengestus erhoben. Er ist der „bayrische Herrgott", der Hauptheilige der süddeutschen und alpenländischen Bauern. Viele Kirchen sind ihm geweiht, besonders in Kärnten, darunter solche mit der so merkwürdigen Kettengürtung[19].

Die Abbildungen zeigen St. Leonhard meist in schwarzer Mönchstracht, mit Stab und Ketten und einem Rind oder Roß als Attribut, obwohl er ursprünglich kein Viehpatron war[20].

Der andere im prächtigen Pontifikalornat ist St. Patrizius, der irische Nationalheilige, dem die Nachwelt einen bunten Legendenkranz gewunden hat. In Schottland geboren, wird Patrizius von Seeräubern nach Irland verschleppt, wo er als Sklave verkauft, die Schafe hüten mußte[21]. Patrizius flüchtete später nach Gallien, kehrt als Bischof und Glaubensverkünder nach Irland zurück.

Weil er selbst Hirte war, wird er auch in Deutschland bald als Patron der Hirten und des Viehs verehrt[22].

Auf unserem Bild fehlen sowohl seine individuellen Attribute als auch sein häufigster Begleiter, das Rind.

Nicht nur das Vieh stellte man unter seinen bewährten Schutz, sondern auch in seinen Wettersorgen wandte sich das Volk vertrauensvoll an ihn. In einer Litanei aus der Zeit um 1770 heißt es: „Heiliger Patrizius, du besonderer Patron wider die bösen Ungewitter . . .[23]"

Am unteren Rand, über die ganze Breite des Bildes, ergänzt eine Legende den Bildbericht. Dort steht wort- und buchstabenrichtig zu lesen:

„Am 1. August 1869. ereignete sich in der Alpen des Joseph Leitner Wiedenhofer in Forstboden, ein so unerhörter, Schauerlicher und unglücklicher Donerplitz, das 20 Ochsen auf ein Mal zugrunde gingen. Nemlich, den Wiedenhofer 2. Salcher in Bichel 8. Zowalt 4. Graßler 2. ob: Eggartner 1. Midl 1. Radlmayer 1. Zusammen 20. Stüke.

Der Halter Barthlmä Hansman, lag lange Zeit unbewußt und Hülfe-loß. Aber Gott hat ihm wieder die Gesundheit ertheilt."

Stärker verspürt man bei nochmaliger Betrachtung den mitteilenden Charakter dieses Bildes und erkennt, daß der Maler nicht zufällig den Wetterherrn „Donati" über die Gewitterwolke mit dem Blitzstrahl gesetzt hat.

Hier im linken oberen Bildteil verdichtet sich die Aussage zu dramatischem Höhepunkt: der Mensch in seiner irdischen Hilflosigkeit, der von sich aus keine Möglichkeit mehr hat, etwas für sein Heil zu tun; der für ihn bittende und somit einzige „aktive" Heilige, veranschaulicht durch die Gebetshaltung; und der helfende Gott. Alles übrige ist dem untergeordnet, dient der Vervollständigung, ist mehr oder minder nur Staffage.

Nicht immer findet sich über den Anlaß zu einem Bildvotiv auch ein literarischer Beleg. In unserem Falle gibt es bei Rosegger eine Stelle, die im Zusammenhang steht mit dem Blitzschlag auf dem Hohenwart.

In seinem „Volksleben in Steiermark[24]" schildert Peter Rosegger in dem Kapitel über das „Alm- und Waldleben[25]" auch die Sorgen und Nöte der Almhalter und Senninnen und bringt als Beispiel für die Gefahren, denen sie vor allem durch die Naturgewalten ausgesetzt sind, folgenden Bericht:

„Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte[26], hatte dort die Macht der Elemente ein seltenes Unglück angerichtet. Über die Hohenwarte (7455 Fuß hoch, in den Sölkalpen) war eines Tages um die Abendzeit ein Gewitter im Anzuge und die Rinder flüchteten sich von ihren Weiden in den „Pfrenger[27]", einen von einer Mauer umgebenen, dachlosen Raum. Der Halter sieht die bleigrauen Nebel sich heranwälzen, hört das Getöse des nahen Sturmes und sucht das Vieh noch schnell aus dem schutzlosen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf . . . Als der Halter wieder zum Bewußtsein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm eine Anzahl Rinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenstrom saust nieder auf seinen wirren Kopf. Erst später gewahrt er, daß der Blitz aus seiner Herde 20 Rinder erschlagen hat."

In einer früheren Ausgabe[28] folgt eine nicht unwesentliche Ergänzung. Rosegger schreibt dort: „Ich habe den Halter gesehen, er trägt jetzt einen gedörrten, am Palmsonntag geweihten Weidenkranz auf dem Haupte — das schützt vor dem Einschlagen des Blitzes[29]."

Das war freilich keine Erfindung Barthlmä Hansmans, sondern in der Hand-

[17] Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Bd. I. Wien 1949, S. 42 ff.

[18] Maria Kreitner, Heilige um uns, Wien-München 1956, S. 38 f.

[19] Leop. Kretzenbacher, Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraum. Kulturgeschichtliche Beiträge zur Frage der Gürtung von Kultobjekten in der religiösen Volkskultur Europas. In „Kultur und Volk", Festschr. f. G. Gugitz, Wien 1954, S. 165 ff., und derselbe, Heimat im Volksbarock, Kulturgeschichtliche Wanderungen in den Südostalpenländern, Klagenfurt 1961, S. 119 ff., vor allem S. 124 f.

[20] Siehe Leop. Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock, S. 123.

[21] Maria Kreitner, a. a. O., S. 266; Joseph Braun, a. a. O., Sp. 769 f.; Otto Wimmer, a. a. O., S. 358.

[22] Joseph Braun, a. a. O., Sp. 770.

[23] Leopold Teufelsbauer, Die Verehrung des heiligen Patrizius in der Oststeiermark und im angrenzenden Niederösterreich, Wr. Ztschr. f. Vk., XXXIX. Jg., 1934, S. 83 ff. Unsere Stelle S. 91 f.

[24] Peter Rosegger, Volksleben in Steiermark, In Charakter- und Sittenbildern. Leipzig 1914, 14. Bd. der gesammelten Werke.

[25] Ebenda, S. 241 ff.; die zitierte Stelle S. 250.

[26] Vgl. dazu Rudolf Latzke, Der junge Rosegger, Weimar 1943, S. 121, und Peter Rosegger, Über den Hohentauern, Eine Wanderung in der Heimat, Heimgarten, 14. Jg., Graz 1890, S. 43—48.

[27] Ein auch heute noch gebräuchlicher Ausdruck. Die Mitteilung verdanke ich Frau Maria Priller, Lehrerin in Oberwölz.

[28] Verlegt bei Leykam, Graz 1875, 2. Bd., S. 84.

[29] Das Zitat bei H. Reling u. J. Bohnhorst, Unsere Pflanzen, 4. Aufl., Gotha 1904, S. 368: „. . . Deshalb tragen auch die Halter (Rinderhirten in den steirischen Alpen) einen gedörrten, am Palmsonntag geweihten Weidenkranz als Schutz vor dem Einschlagen des Blitzes auf dem Hute . . .", läßt sich fast wörtlich auf die Stelle bei Rosegger zurückführen.

lung des Berghirten lebt die Uridee von der segenbringenden Lebensrute fort, vom heilbringenden Zweig, der durch die kirchliche Benediktion eine Überhöhung erfahren hat.

Die geheimnisvolle Beziehung von Gewitter und bestimmten Pflanzen bildet ein reizvolles Kapitel volkstümlicher Botanik. Während einige Pflanzen den Blitz anziehen sollen, besitzen andere „Wetterkräuter" blitzabwehrende Kräfte[30]. Unter den letzteren findet man viele, die zum Palmbuschen gebunden werden oder zu anderen sommerlichen Terminen (Fronleichnam, Sonnenwende, Frauendreißiger) die kirchliche Weihe erhalten.

Im Altertum, wo die Auffassung von gewitterwehrenden Pflanzen sehr verbreitet war, glaubte man vom Lorbeer, daß er vom Blitz nicht berührt werde. Von Tiberius wird überliefert, „er pflegte allezeit, so oft ein Gewitter am Himmel stand, den Kopf mit einem Lorbeerkranz zu bedecken[31].

In manchen Gegenden lebt noch der Glaube, daß der Haselstrauch den Blitz abzuwenden vermag, weil er nach alten Legenden Maria während eines Gewitters Schutz gewährte[32]. Auch auf dem Balkan weiß man um diese schützende Kraft der Hasel. Man flüchtete bei Gewittern gerade unter Haselstauden oder „man legte Haselzweiglein auf die Mütze, wenn man bei Gewittern im Freien sein mußte[33]."

Hierher gehört auch die Gundelrebe, eine Heil- und Zauberpflanze, deren Hilfe man bei einbrechendem Gewitter suchte[34]. Im Lettischen heißt der Hederich „Perkohnes", „was an den slawischen Donnergott Perkanos mahnt[35]", wie überhaupt Gewitterpflanzen ein enges Verhältnis zu Gottheiten zeigen.

Bei uns ist die Weide ausersehen, unwetterbannend zu wirken. Sie ist Hauptbestandteil des „Palms", dessen Form und Schmuck landschaftlich variiert. Diese am Palmsonntag geweihten „Palm" schätzt der Volksglaube auch heute noch sehr hoch ein und anerkennt sie als Abwehr gegen Blitz und Hagelschlag[36].

Die Unwetternot und ständige Sorge vor dem „Einschlagen" in der gewittrigen Sommerzeit ließen diese Meinungen gerade in den Alpenbewohnern tief Wurzel fassen.

Schließlich bleibt noch die Frage: Wer hat das Bild malen lassen?

Wir erhielten zwar durch den Text genaue Auskunft über die Folgen des Blitzschlages, erfuhren aber nichts über den Votanten, sind daher nur auf Vermutungen angewiesen.

Der Hirte hatte wohl die meiste Ursache zu danken, denn er ist am augenfälligsten und vor allem als einziger Mensch der Hilfe und Gnade zuteil geworden. Man wird daher mit einiger Wahrscheinlichkeit in ihm den Stifter des

[30] Wörterbuch der deutsch. Volkskunde, 2. Aufl., Neubearbeitung von Rich. Beitl, Stuttgart 1955, S. 883 f., und Heinr. Marzell, Donnerblumen, Eine Studie zur deutschen Volksbotanik, Rhein. Jahrb. f. Vk. 5 (1954), S. 137 ff.

[31] C. Rosenkranz, Die Pflanzen im Volksaberglauben, 2. Aufl., Leipzig 1896, S. 137.

[32] Wörterbuch der deutsch. Volkskunde, a. a. O., S. 299.

[33] Emilian Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und der Herzegowina, ZÖV, Bd. VI, Wien 1900, S. 170.

[34] Karl Adrian, Gegen Trud, Tod und Teufel, Salzburg 1937, S. 53.

[35] C. Rosenkranz, a. a. O., S. 370 (vgl. Leunis II., 837).

[36] Viktor Theiss, Der „Palmbusch" im steir. Volksbrauch und Volksglauben, Bl. f. Heimatk., 10. Jg., Graz 1932, S. 3 ff., bes. S. 13.

Votivbildes sehen dürfen. Doch könnten auch Zweifel angemeldet werden, daß es unter allen Umständen er gewesen sein müßte.

Schon die Reihenfolge im Textteil gibt zu denken. Als Votant hätte er doch sicherlich seinen Dank an den Anfang gestellt, so aber wird nur abschließend erwähnt, daß es auch ihn getroffen hat und er nur mit Gottes Hilfe wieder gesund wurde. Außerdem hätte Barthlmä Hansman es kaum unterlassen, sich als Votant bildlich darzustellen, wie es Unzählige vor und nach ihm getan haben und wie es eigentlich zur Motivdreiheit eines rechten Votivbildes gehörte. Auch die namentliche Aufzählung der betroffenen Bauern sowie die genaue Zahlenangabe der getöteten Tiere wären bei einer persönlichen Danksagung überflüssig. Freilich sind die angeführten Argumente nicht zwingend.

Vom Halter abgesehen, könnte ebenso ein im Schriftteil genannter Bauer oder ein anderer, anonym gebliebener, das Bild gespendet haben. Auch Joseph Leitner vlg. Wiedenhofer, der Besitzer der Alm, käme als Votant in Frage.

Es mag jedoch auch die Annahme berechtigt sein, daß es sich nicht um einen einzelnen handelt, der öffentlich danken wollte, sondern um eine gemeinsame Gabe, um ein ex voto jener Bauern, deren Vieh nur zum Teil vom Unglück betroffen worden war — zum Dank, daß nicht mehr geschehen ist.

Doch damit sind wir einer Lösung nicht nähergekommen, und die wichtige Frage nach dem Stifter bleibt unbeantwortet. Beide Möglichkeiten sind offen: gemeinsame Dankbezeigung oder persönliche Votivgabe.

Es läßt sich im Zusammenhang mit diesem Bild auch sonst nichts mehr feststellen. Die in Frage kommenden schriftlichen Quellen und die mündliche Überlieferung bieten keine Anhaltspunkte[37].

Es war ja kein weltbewegendes Geschehen, sondern nur ein Ereignis von lokaler Bedeutung. Die Zeit scheint die letzten Erinnerungsspuren daran gelöscht zu haben.

Kunde von dem Unwetter vor fast hundert Jahren geben uns nur die Schilderung des großen steirischen Erzählers und ein kaum beachtetes Bild in der stillen Kirche zu Oberwölz.

Nach Abgabe des Manuskriptes konnten noch Einzelheiten zur Person des Votivbildmalers gefunden werden.

Auf der Rückseite des Bildes fand sich eine Art Signatur. Kaum noch leserlich, steht dort mit Graphitstift geschrieben: Georg Kaiser, Maler in Oberwölz, 1870.

Damit tritt der Maler unseres Bildes aus der Anonymität und bestätigt die eingangs erwähnte Vermutung, daß es vielleicht doch ein Berufsmaler war, der den Auftrag für diese Votivgabe erhielt.

Tatsächlich gibt es um diese Zeit in Oberwölz einen gewissen Georg Kaiser, der die Malerei gewerbsmäßig betrieben hatte, wie die Pfarrbücher berichten. Durch Freundeshilfe erhielt ich die betreffenden Auszüge.

Nach einer Eintragung im Trauungsbuch, Bd. II, S. 35, Nr. 10, der Stadtpfarre Oberwölz heiratete am 12. September 1843 der aus Göß bei Leoben stammende 43jährige Georg Kaiser. „. . . . Der Bräutigam lebt auf seiner Behausung, als Maler in Oberwölz (Oberwölz-Stadt 4) . . ."

[37] Für diesbezügliche Bemühungen (Pfarrchronik, Umfrage . . .) habe ich Herrn Pfarrer Anton Teschl und meinem Freund Walter Persil, Oberwölz, herzlich zu danken.

Nach dreißig Jahren Ehestand stirbt Kaiser „... von Beruf Maler, zuletzt Spitalspfrüntner, 73 Jahre alt ..." am 17. Oktober 1873, Sterbebuch Bd. V, S. 54, Nr. 61.

Er hat also noch im Alter von 70 Jahren — drei Jahre vor seinem Tode — dieses Votivbild gemalt.